

Körper-Ding-Assemblagen der Selbstvermessung

Theoretische Zugänge im empirischen Vergleich

Karolin Eva Kappler und Eryk Noji

Beitrag zur Veranstaltung »Körper und Dinge: ein offenes Verhältnis?« der Sektion Soziologie des Körpers und des Sports

Einleitung

Der Text und seine theoretisch-empirischen Überlegungen sind im Rahmen des von der DFG-geförderten Projektes *Taxonomien des Selbst. Zur Genese und Verbreitung kalkulativer Praktiken der Selbstinspektion*¹ entstanden, welches seit September 2015 für drei Jahre an der FernUniversität in Hagen läuft.

Das Projekt versteht sich als Teil eines Forschungszusammenhangs, in dem Quantifizierung als ein Aspekt der gesellschaftlichen *Herrschaft der Zahlen* (Vormbusch 2012) untersucht wird. Genauer gesagt, bildet die Selbstvermessung eines, aber nicht das einzige Feld einer umfassenderen „Ausweitung des Objektbereichs kalkulativer Praktiken auf immaterielle Wertgrößen“ (Vormbusch 2012: 27). Dies ist an einen Formwandel der Kalkulation selbst, das heißt an die Hervorbringung neuer Kalkulations- und Bewertungsordnungen gekoppelt. Die Ausweitung verläuft unter Einschränkungen in distinkten Schüben: Im Anschluss an die Durchsetzung neuer Steuerungs-, Kontroll- und Anreizsysteme im Feld der Ökonomie seit den 1980er Jahren (Budgetierung, Balanced Scorecard, usw.) und deren Ausdehnung in bislang noch nicht durchökonomisierte Felder wie Bildung und Gesundheit in den 1990er Jahren (PISA, usw.) kann gegenwärtig ein *dritter Schub* der Quantifizierung beobachtet werden. Dieser Schub zielt auf eine umfassende Quantifizierung sozialer und leiblicher Alltagspraktiken. Es entstehen allgegenwärtige Kalkulationsformen, die die Alltagswelt einrahmen und deren Ziel es ist, den menschlichen Körper, die individuelle Lebensführung und das Selbst berechenbar zu machen.

Das Projekt untersucht deshalb die Genese relevanter Evaluationssysteme, sogenannter Taxonomien, und alltäglicher Praktiken der (digitalen) Selbstvermessung. Selbstvermessung kann dabei als eine digital unterstützte quantifizierende Selbstbeobachtung verstanden werden, welche Erkenntnisse in Hinblick auf Leistungsfähigkeit, Gesundheit oder Stimmung hervorbringen soll. Die Selbstvermessungspraktiken basieren auf technischen Artefakten, wie zum Beispiel Aktivitätsarmbänder, Körper-

¹ Mehr Informationen zum Projekt finden Sie auf: <http://www.fernuni-hagen.de/soziologie/lg2/forschung.shtml>

sensoren oder Smartphones, welche diverse physiologische Körperwerte (zum Beispiel Herzfrequenz, Blutzuckerspiegel oder Körpertemperatur) und körperliche Aktivitäten (zum Beispiel Schritte, Schlaf oder Nahrungsaufnahme) aufzeichnen.

Ausgehend von Vorarbeiten zur Soziokalkulation (Vormbusch 2012) ist das Projekt angelehnt an die kritische Accountingforschung, welche durch die Ökonomie der Konventionen ergänzt wird, um die Aushandlungsprozesse um Bewertungen/Konventionen als Aushandlung zwischen kompetenten Akteuren mit einzufangen. Dabei versteht sich das Forschungsprojekt als ein Beitrag zu einer Soziologie der Bewertung, in der Wertzuweisungsprozesse (in einem weiten Sinne als simultane Produktion kultureller und ökonomischer Wertigkeiten bzw. Ordnungen) untersucht werden. Bewertung wird hiermit als eine Kulturtechnik der Konstruktion und Zuweisung von Wert begriffen, die auf Deutungs- und Handlungsprobleme der Subjekte im Gegenwartskapitalismus reagiert. Praktiken der Selbstvermessung können in diesem Sinne unter zwei erkenntnisleitenden Gesichtspunkten untersucht werden: ökonomisch als eine Inwertsetzungspraxis bislang nicht quantifizierbarer Aspekte des Selbst, kulturell als Bewältigung der gesellschaftlichen Norm, nicht nur man selbst zu sein, sondern sich selbst zu entdecken. Die Bewertung immaterieller Kapitalien vollzieht sich in Form einer ebenso objektivierenden wie subjektivierenden Vermessung des Selbst und damit im Sinne der Hervorbringung neuer *Taxonomien des Selbst*.

Da es sich bei der Selbstvermessung jedoch um ein sehr spezifisches empirisches Feld handelt, welches ganz besonders durch die Verschränkung von Körpern und Dingen gekennzeichnet ist, reichen die gerade skizzierten beiden theoretischen Zugänge, das heißt die kritische Accountingforschung und die Ökonomie der Konventionen nicht aus, um diese beiden Bereiche ‚Körper‘ und ‚Dinge‘ ausreichend abzudecken. Aus diesem Grund und um unseren theoretischen sowie empirischen Blick zu schärfen, nehmen wir die pragmatistische Techniksoziologie sowie die Leibphänomenologie zu Hilfe.

Im Folgenden wollen wir einige dieser Ideen nachzeichnen sowie die unterschiedlichen Blickwinkel und Sichtweisen darstellen und aufzeigen, inwiefern diese für unser empirisches Feld nützlich sind.

Der empirische Zugang des Projektes erfolgt über die Grounded Theory, mit der im Sinne des soeben umrissenen theoretischen Rahmens neben den Akteuren/-innen auch die Praktiken mit den Objekten, die Darstellungsformate (Tabellen Visualisierungen, usw.), Bewertungskriterien, materielle und immaterielle Technologien und Situation mithilfe von Interviews mit Selbstvermessern/-innen, teilnehmenden Beobachtungen und ExpertInneninterviews erhoben und berücksichtigt werden. In diesem Beitrag werden wir konkret an einem Fallbeispiel zuerst die Ökonomie der Konventionen, dann die pragmatistische Techniksoziologie und zuletzt die Leibphänomenologie in empirisch-theoretischem Vergleich diskutieren. Hierzu lernen wir nun einen passionierten Marathonläufer und Triathleten kennen, den wir der Einfachheit halber ab jetzt Sven nennen wollen.²

² Für das Fallbeispiel liegen uns unterschiedliche Datenquellen und -formate vor, zum Beispiel Vorträge, Blogeinträge, Visualisierungen und Grafiken. Zu Anonymisierungszwecken haben wir Teile des Materials paraphrasiert.

Bewertungen und Aushandlungsprozesse beim Selbstvermessen im Ausdauersport

Theoretisch greifen wir, wie schon erwähnt, unter anderem auf die Soziologie der Kritik und die hiermit eng verbundene Ökonomie der Konventionen (Salais, Storper 1997; Boltansk, Thévenot 2007) zurück. Bei diesem Ansatz stehen zwei Probleme im Mittelpunkt: wie Akteure/-innen in Situationen der Unsicherheit ihre Handlungen durch Bezugnahme auf überindividuelle Kriterien der Bewertung *koordinieren* können und wie sie ihre Handlungen unter Bezug auf diese Beurteilungsschemata praktisch *rechtfertigen*. Mittels einer solchen Perspektive kann beobachtet werden, wie die gegenwärtig noch recht unscharfen Qualitäten des Selbst und hierauf bezogene Argumentationszusammenhänge in einer kollektiven Praxis der Verständigung über diese Qualitäten entstehen. Dieser Prozess entfaltet hierbei – so unsere Hypothese – performative Qualitäten in Hinblick auf das, was als relevante Qualitäten des Selbst gilt.

Die Ausweitung quantifizierender Vergleiche auf die Alltagswelt scheint zwangsläufig mit moralischen Konflikten einherzugehen (Vormbusch 2016): *Erstens* Konflikte darüber, welche konkreten Phänomene legitimerweise zum Objekt von Messungen gemacht werden dürfen (und welche nicht; Beispiele sind die umstrittene pränatale Diagnostik und das menschliche Genom, aber eben auch der menschliche Intim- und Nahbereich der eigenen Gefühle, der Gesundheit und der Leistungsfähigkeit) sowie *zweitens* Konflikte über die instrumentelle Güte der Messverfahren. Ausgeprägter als in vielen anderen Feldern, in denen Konventionen sich zwar alltäglich immer wieder bewähren müssen und immer wieder Gegenstand der Kritik sind, haben wir es hier mit der sozialen Herstellung der Bedingungen zu tun, die Klassifizierungen zuallererst erlauben. Wir haben es mit Konventionen ‚in the making‘ zu tun.

In diesem Sinne und analog zu den *valuation studies*, geht die Ökonomie der Konventionen davon aus, dass grundsätzlich von einer „plurality of regimes of worth“ (Lamont 2012: 203) auszugehen sei. Damit Selbstvermesser/-innen Teilen ihres Selbst und ihres Tuns einen Wert zuweisen können, müssen *Taxonomien des Selbst* etabliert werden und eine gewisse Dauerhaftigkeit erlangen. Diese Bewertungsordnungen spiegeln dabei technische Unzulänglichkeiten der Messapparaturen (zum Beispiel die Ungenauigkeit der Puls- oder Schrittmessung am Handgelenk oder die Schwierigkeit der Messung von Kampfsportarten) und die Vor- und Nachteile spezifischer Repräsentationsformate (Kappler, Vormbusch 2014) wider. Sie müssen darüber hinaus – in der Sprache der Ökonomie der Konventionen und der Soziologie der Kritik – ein „Gemeinwohl“, das heißt feldspezifische regulative Ideen, wiedergeben. Damit beruhen Bewertungsordnungen nicht nur auf kognitiven Operationen, sie sind stattdessen von kollektiv geteilten Vorstellungen des Wünschenswerten und Guten, das heißt von moralischen Ordnungen nicht zu trennen.

Sven, unser Fallbeispiel, lässt seit einiger Zeit seine Blutwerte regelmäßig checken. Dabei stellt sich ihm immer wieder die Frage danach, was denn nun eigentlich die Norm ist. Seiner Meinung nach sollte man sich bei bestimmten Werten nicht nur auf den Arzt verlassen. Denn Sven sieht das Problem darin, dass die Normwerte sich auf den bundesweiten Durchschnitt beziehen, welcher nicht nur teils sehr ungesund lebt, sondern auch andere Anforderungen als ein Ausdauersportler haben könnte.

Die Einnahme von Vitamin D3 hat bei Sven zum Beispiel dazu geführt, dass er seither keinen Ermüdungsbruch mehr hatte, wobei er die empfohlenen Dosierungen regelmäßig übertritt und fast keine Grenzen nach oben sieht. Ein weiteres interessantes Beispiel sind die CK-Werte, welche eine Art Indikator für Muskelzerstörung darstellen. Kurz nach einem Wettkampf könne man hierbei Werte erreichen, die bei normalen Menschen als äußerst kritisch zu bewerten wären. Bei Ausdauersportler/-

innen läge dies jedoch alles im Rahmen, wenn es bei einem „Peak“ bleibe. Auch beim Eisenwert unterscheidet sich der Bedarf von Ausdauersportler/-innen von dem der Durchschnittsbevölkerung. Sven wurde von einem Instagram-Post eines jungen Ausdauersportlers davon unterrichtet, dass sein Wert von 25 µg/l viel zu niedrig sein könnte. Seine Ärzte verorten die Grenze zum Eisenmangel hingegen bei 20 µg/l.

In diesen Beispielen finden sich eine ganze Reihe Aushandlungen, aber auch Vorstellungen des Wünschenswerten und Guten. Zum einen finden wir Fragen wie: Was ist die Norm? Worauf bezieht sich die Norm? Den ungesunden Durchschnittsmenschen? Welche Besonderheiten hat ein/-e Ausdauersportler/-in? Zum anderen lassen sich auch eine ganze Reihe an Konflikten zwischen Akteuren/-innen ablesen: Arzt/Ärztin und Ausdauersportler/-in; Durchschnittsmensch und Ausdauersportler/-in; usw.

Wir stoßen hier auf Aushandlungsfelder, die auch in der *Quantified Self Bewegung* prominent sind: die Betonung von individuellen Eigenschaften sowie die Abgrenzung von einem Gesundheitssystem, das mit dem Bezugspunkt eines Durchschnittsmenschen operiert. Über seine für einen Ausdauersportler zu niedrigen Eisenwerte hat Sven „leider“ nicht durch seine Ärzte, sondern durch einen jungen Ausdauersportler erfahren, was einem moralischen Qualitätsurteil gleichkommt, was gut und richtig oder eben falsch im Hinblick auf einen Wert ist. Es steht entsprechend zur Disposition, welche Werte noch „im Rahmen“ liegen, welche Werte für welche Gruppen empfehlenswert sind und welche Werte körperlichen Beeinträchtigungen vorbeugen. Zugleich verweisen diese Aushandlungen auf zwei in der Selbstvermessung zentrale Phänomenbereiche: Einerseits müssen die Werte mit Technologien vermessen werden, andererseits beziehen sie sich auf Körper. Um die Implikationen dieser Bezugnahmen zu begreifen, wollen wir unseren Blick um Perspektiven erweitern, die auf diese Phänomenbereiche spezialisiert sind.

Technologien der Selbstvermessung im Ausdauersport

Um dem technischen Aspekt der Selbstvermessung näher zu kommen, bieten sich – wenig verwunderlich – techniksoziologische Ansätze an. In pragmatistisch geprägten Techniksoziologien sind je nach Spielart soziotechnische Konstellationen bzw. Akteur-Netzwerke von Interesse, die sich bei der Nutzung von Technik aufspannen. Fokussiert man in unserem Fall auch auf Körper, dann kann man konstatieren, dass es zu neuartigen Verbindungen zwischen Körpern und Technik kommt.

Nach Belliger und Krieger werden Körper in der Selbstvermessung als etwas figuriert, was in ein Netzwerk „aus biologischen Prozessen, Menschen, Sensoren, Prozessoren, Telekommunikationsverbindungen, Protokollen, Algorithmen, medizinischen Praktiken, Gesundheitssystemen, Sport- und Fitnesskulturen, Diagnostik und Therapien etc.“ (Belliger, Krieger 2015: 397) eingespannt ist. Damit, so die Annahme, verändert sich auch der ontologische Status von Körper und Selbst fundamental.

„Dieses komplexe Kontinuum bildet ein Akteur-Netzwerk, das die Trennung von Biologie einerseits und psychologischer Intentionalität, subjektiver Gefühls- und Deutungswelt andererseits sowie die Trennung zwischen physischer und virtueller Realität überwindet. Durch die Praktiken der Selbstquantifizierung konstruiert sich das Selbst auf exemplarische Art und Weise im Rahmen einer ‚Mixed Reality‘ als hybrides, soziotechnisches Akteur-Netzwerk.“ (Belliger, Krieger 2015: 397)

Rammert und Schubert (2015) würden von techno-korporalen Konstellationen sprechen. In einer solchen Verschränkung werden dann aber auch Verantwortungs- und Handlungszuschreibungen virulent,

insofern sie einen Unterschied machen können. Wenn wir unsere Interviewpartner/-innen mit der Frage konfrontieren: „Was vermisst du?“. Dann antworten sehr viele mit „Mein Fitbit misst x und y“. Die Technik vermisst demnach also und das ist auch wichtig, insofern sie ja auch dann messen soll, wenn der/die Nutzer/-in gar nicht ans Vermessen denkt. Fraglich wird dann aber, welchen Instanzen einer solchen Selbstvermessungskonstellation eine Art Entscheidungshoheit zugesprochen werden. Wenn zum Beispiel nicht die gewünschten Ergebnisse erzielt werden, welche Elemente tragen dann die Verantwortung dafür? Ist es die eigene Ausführung, an der es gelegen hat? Oder ist das Maß falsch? Ist der Sensor ungenau? Wird dem eigenen Körpergefühl vertraut oder wird es zugunsten „objektiver“ Zahlen zurückgestellt? Es kann aber auch im Prozess der alltäglichen Selbstvermessung zu Konflikten zwischen Elementen der Konstellation kommen: Wie wird etwa entschieden, wenn sich die Botschaften des eigenen Körpers von denen der Selbstvermessungstechnologien unterscheiden? Auf diesen Punkt kommen wir später zurück. Deutlich sollte aber schon hier werden, dass die Arten und Weisen des Technikgebrauchs in engem Zusammenhang mit den oben besprochenen Aushandlungsprozessen stehen.



Abbildung 1: Von Sven explizit erwähnte Elemente der techno-korporalen Konstellation seines Ironmans

Zurück zu unserem Beispiel Sven: In Abbildung 1 sehen wir einen kleinen körpernahen Ausschnitt einer Konstellation, der die vielfältigen Elemente aufzeigt, die bei Svens Ironman-Wettkampf explizit eine Rolle gespielt haben. So erwähnte er seinen Schwimmanzug, sein Trinksystem oder seine Sonnencreme, die allesamt gut funktioniert haben. Auch eine spezifische Modifikation seines Hinterrads könnte in Zukunft noch etwas Zeit einsparen, wie er sinniert – und später in einem weiteren Wettkampf auch probiert hat. Sven hatte aber auch mit Problemen zu kämpfen. Nachdem ihm zunächst sein Helmvisier weggebrochen ist, hat auch die Garmin-Uhr ihren Dienst nicht richtig ausgeführt, da sie wegen einiger Bodenwellen immer wieder stoppte. Da die Uhr auch Werte wie Distanz und Geschwindigkeit misst, hatte dies zur Folge, dass Sven nicht wusste, wie schnell er den Marathon angehen und laufen musste, um unter 10 Stunden zu bleiben. Erschwerend kam zudem hinzu, dass er seine genaue Startzeit nicht kannte.

Hier wird deutlich, wie die verschiedenen Teile dieser Konstellation eine stabile Einheit bilden müssen, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Versagen einzelne Teile, wird sie instabil und es kommt zu handfesten Problemen. Man könnte hier sogar meinen, dass es gerade die technischen Teilnehmer

sind, von denen alles abhängt. Die Garmin-Uhr trägt offensichtlich die Verantwortung dafür, die erforderliche Geschwindigkeit für Sub10 festzulegen. Ihr Ausfall ist nicht zu kompensieren - offenbar auch nicht durch ein wie auch immer geartetes Körpergefühl, das hier gar nicht erst thematisiert wird. Zugleich sehen wir hier aber auch, dass die technischen Artefakte besonders gut da sichtbar werden, wo es zu Störungen kommt (vergleiche Rammert 2007; Rammert, Schubert 2015). Denn im geübten Umgang mit der Technik wird sie immer weniger sichtbar, wird entsprechend weniger thematisiert und lässt sich im Falle von Selbstvermessungstechniken auch schwer beobachten, da es sich häufig nur um einen kurzen Blick oder gar lediglich um eine ex-post Auswertung handelt.

Da nun aber der Körper ein zentrales Element in der Selbstvermessung darstellt, wollen wir mehr darüber verstehen, wie der Körper in eine solche Konstellation integriert ist oder sein kann. Wie stellt sich das Verhältnis eines/-r Selbstvermessers/-in zum eigenen Körper dar? Wie verändert Selbstvermessung womöglich dieses Verhältnis? Rammert und Schubert (2015) schlagen in einem solchen Fall die Phänomenologie als Ergänzung vor. Auch wir haben die Phänomenologie zu diesem Zweck bereits aufgegriffen (Gerlek et al. i.E.) – in enger Kooperation mit Kollegen/-innen aus der Soziologie und Philosophie – und wollen im Folgenden die Potenziale einer solchen Perspektive andeuten.

Körper der Selbstvermessung im Ausdauersport

Im Gebrauch, so zeigt Merleau-Ponty (1974: 182f.) am Beispiel des Blindenstocks, können Technik und Körper geradezu verschmelzen. Durch den Blindenstock wird der Verlust des Sehens kompensiert, indem sich ein Gefühl für die Spitze des Stockes einstellt. Auch in der Selbstvermessung kann das Gadget quasi zum Teil des Körpers werden und sich fest in Praktiken einfügen. Technik kann demnach dem Nutzer nicht nur als ein Objekt gegenüberreten, vielmehr vermittelt sie selbst schon den Weltzugang des/-r Nutzers/-in (Ihde 2009). Um also das Verhältnis von Technik und Körper sowie die daran anschließenden Aushandlungsprozesse besser zu verstehen, wenden wir uns der Phänomenologie und der darin prominenten Unterscheidung von Leib und Körper zu. Die Leib-Körper-Differenz wird wiederholt mit Plessners Worten wiedergegeben, wonach wir unseren Körper *haben*, demgegenüber jedoch unser Leib *sind* (Plessner 1982), wie hiernach neben Merleau-Ponty auch etwa Bourdieu nicht müde wurde zu betonen.

Wir haben also zwei verschiedene Modi der Erscheinung. Im ersten Fall ist es der objektivierte Körper wie etwa im Falle eines medizinisch zu untersuchenden Körpers, im zweiten Fall haben wir es bereits mit einer Perspektivenverschiebung zu tun: Unser Leib, der wir vor allem *sind*, ist nicht leicherdings in den Blick zu bringen. Der Leib entzieht sich vielmehr unserem Blickwinkel, weil er unser Medium der Erfahrung, der Wahrnehmung und des Handelns ist. Während der Körper also ein Funktionszusammenhang ist, der sich stets als objektiviert fassen lässt, lässt sich der Leib weder von außen noch von innen beschreiben. Als Mittel zur Welt-Habe und Welt-Erschließung ist er in gewisser Weise das eigentliche Subjekt unserer Praktiken.

Denn tatsächlich vollzieht sich der Großteil der Praktiken in Verborgenheit. Man denke an das Greifen nach der Zahnbürste an seinem gewohnten Platz oder das Schreiben eines Vortrags. Weder müssen wir bedenken, mit welchem Finger die Taste a oder b angetippt werden muss, noch müssen wir in der Regel darüber nachdenken, wie die Bewegung hin zur Zahnbürste konkret auszuführen ist. Wir verlassen uns auf unseren Körper und seine Sensomotorik. Dieser Zusammenhang, der zu Zeiten Merleau-Pontys noch wenig untersucht gewesen ist, wird heute wie selbstverständlich unter dem Begriff

des Körperschemas bezeichnet. Das Körperschema erlaubt uns, den aktuellen vom habituellen Leib zu unterscheiden.³

Merleau-Ponty veranschaulicht dies am Beispiel des Phantomglieds: Im Phantomschmerz fallen aktueller und habitueller Leib auseinander, sind asynchron. Das Körperschema stimmt nicht mehr überein. Während der habituelle Leib gewohnt war, beide Arme gebrauchen zu können, ist es nun der aktuelle Leib, der auf die Veränderung mit dem Phantomschmerz reagiert. Im Bereich der Selbstvermessung stößt man häufig auf ein nicht ganz unähnliches Motiv. Der habituelle Leib soll ja gerade durch einen aktuellen, durch die Selbstvermessung verbesserten Leib herausgefordert werden. Zudem, so eine häufig anzutreffende Argumentation, kann dem Körpergefühl nicht uneingeschränkt getraut werden, es ist fehlerbehaftet, Selbstvermessung kann Objektivität hineinbringen.

Was passiert, wenn man dem eigenen Körpergefühl nicht mehr vertraut und Medien als externe Experten einsetzt, wird bei Sven deutlich, wenn er über seine Erfahrungen mit der Selbstvermessung beim Training berichtet:

„Was aber das total Interessante ist: Wenn ich morgens aufwache und total gerädert bin [...] und keine Lust auf gar nichts. Und dann sagt das Gerät, heute soll ich richtig Gas geben und dann schlepp ich mich raus und laufe und wirklich nach ein paar Runden merke ich: Das funktioniert wirklich, also der Körper ist da. Aber der Geist sagt was anderes.“ (Sven)

Wie in diesem Zitat beschrieben, wird dieser externe Geräteexperte und das daraus resultierende Zahlenwissen anders bewertet als die eigene Leiberfahrung und in diesem Fall über diese gestellt. Sven trennt das Körperempfinden, das heißt das subjektive Empfinden, vom funktionierenden Körper, welcher von Geräten und Messgrößen dargestellt und damit zum Objekt rationaler Optimierung wird und werden kann. Sven lernt sich folglich mittels Messungen wie eine Maschine wahrzunehmen und seine Handlungsstrategien vor allem auf elaborierte Kalkulationen des kybernetischen Maschinenkörpers aufzusetzen. Dies ist zumindest die Interpretation, die wir gemeinsam mit unserer Kollegin Selin Gerlek in einem gemeinsamen Artikel herausgearbeitet haben (vergleiche Gerlek et al. i.E.).

Allerdings berichtet Sven später von seinen Erfahrungen während seines ersten Ironman-Triathlons, wo er insgesamt ein sehr schönes Rennen hatte, aber noch aggressiver werden und am Körpergefühl arbeiten müsse. Als relativ langsamer Schwimmer kommt Sven recht spät aus dem Wasser, was zur Folge hat, dass er beim Radfahren permanent Fahrer überholt. Dies führe dazu, dass eine Geschwindigkeit von zum Beispiel 35 km/h Sven „subjektiv sehr schnell“ vorkomme, aber objektiv gemessen läge er dann dennoch einige Watt unter seiner Zielvorgabe. Als erfahrener Marathonläufer falle ihm – im Gegensatz zum Radfahren – beim Laufen ein Unterschied zwischen verschiedenen Laufgeschwindigkeiten sofort auf.

Sven verlässt sich also doch nicht ausschließlich auf den externen Experten, sondern die Nutzung von Selbstvermessungstechniken dient dazu, sich ein verändertes Verhältnis zum eigenen Körper und zu den eigenen Praktiken zu setzen. Diese Form der ‚Reflexivität‘ kann eine Inkorporierung durch den Leib in Gang setzen, in der durch die vermehrte Aufmerksamkeit auf den eigenen Körper insbesondere der Leib in einen Widerspruch von habituellem und aktuellem Leib gerät und sich in diesem ‚Aushandeln‘ eine neue Habitualität, das heißt eine neue ‚Gewohnheit‘ als Schnelligkeitssinn erwirbt.

Bevor der einzelne Akteur also bemerkt, dass ein neuer Schnelligkeitssinn entstanden ist, ist es zuvor der Leib, der diesen exploriert, der diesen überhaupt erst schafft. Nicht nur sehen wir, dass der

³ Zur Unterscheidung von habituellem und aktuellem Leib vergleiche Waldenfells (2000: 181–190).

Leib vor jeder Reflexion (des Bewusstseins) sich auf neue Herausforderungen eigens versteht. Sein Modus des *Ich kann* – nicht zu verwechseln mit dem *Ich denke* – handelt selbstständig. Es wird sinnfälliger, dass der Leib in seiner Konfrontation mit einer neuen Situation – also dort, wo der habituelle mit dem aktuellen Leib aufeinanderprallt – sich an diese neue Situation automatisch und anonym anpasst: „Der Leib ist es, [...] der im Erwerb einer [neuen] Gewohnheit ‚versteht‘. [...] eben das Phänomen der Gewohnheit nötigt uns, unseren Begriff von ‚Verstehen‘ sowohl als auch den des ‚Körpers‘ zu revidieren.“ (Merleau-Ponty 1974: 174)

Für die Etablierung von Taxonomien und deren Habitualisierung ist diese Unterscheidung und der spezifisch leibphänomenologische Blick von Bedeutung, da damit der Prozess des Einschreibens beschrieben werden kann und auch die Porosität wie auch Widerständigkeit des Leibes in den Blick geholt werden können.

Fazit

Unser Ziel ist es, den jüngsten Schub der Quantifizierung zu erforschen, den wir in der Entstehung neuer Bewertungsordnungen im Feld der Selbstkalkulation verorten – und der sich insbesondere auf den Körperleib zu beziehen scheint. Eine unserer Ausgangsthese ist, dass es sich dabei um eine Reaktion auf ökonomische und kulturelle Unsicherheiten handelt, die sich auf den Wert der Dinge und des Selbst beziehen. Um dabei aber in einem noch neuen und sich stetig weiterentwickelnden Feld möglichst nichts zu verpassen, visieren wir einen Theorie- und Perspektivenmix an, um systematische blinde Flecken zu vermeiden. Es ist auffällig, dass zum Thema Selbstvermessung sehr unterschiedliche und sich auch widersprechende Diagnosen zu finden sind, die von der Selbstobjektivierung bis hin zur Selbstemanzipation reichen – was unserer Ansicht nach auch in der je spezifischen Theoriegrundlage, im je spezifischen Vermessungsfeld und in der Spezifik der unterschiedlichen Vermesser/-innentypen begründet ist. Wie wir dargestellt haben, haben auch wir einen Versuch der Objektivierung des Körpers bei Sven gefunden. Der Leib erscheint im Training gleichsam ausgeschaltet. Dabei hätten wir stehen bleiben können, aber dann findet der Leib seinen Weg plötzlich zurück in die techno-korporale Konstellation und über diesen Fall hinaus nicht immer nur als ein Anzupassender oder Fehlerhafter, sondern auch – wenn man so will – als Akteur in den individuellen Aushandlungsprozessen.

Uns ist bewusst, dass wir uns mit solch einer Erweiterung des Ausgangspunktes um ganz verschiedene Perspektiven auch Schwierigkeiten einhandeln können. So beschreiben Boltanski und Thévenot (1999) die Aushandlung von moralischen Konflikten zum Beispiel als reflexiven, bewusst kontrollierten Prozess der Aushandlung, was im Gegensatz zu der Form leiblicher Habitualisierung steht, wie sie von Merleau-Ponty oder auch Bedorf (2015) beschrieben wird. Ebenfalls fraglich ist, ob man bei einem derartigen Perspektivenmix im Sinne der Ökonomie der Konventionen eher subjektzentriert arbeitet, oder aber das Subjekt tendenziell dezentriert, wozu pragmatistische Ansätze neigen (Strübing et al. 2016). Eine mögliche Reaktion auf derartige Passungsprobleme wäre, die Perspektiven nebeneinanderstehen zu lassen und sie iterativ zu wechseln. Eine andere Reaktion ist der Versuch einer Synthese, wobei uns hierzu insbesondere die Postphänomenologie (Ihde 2009; Rosenberger, Verbeek 2015) als technikphilosophische Weiterentwicklung von Pragmatismus und Phänomenologie geeignet scheint. Im spezifischen und doch sehr breiten Feld der Selbstvermessung ist jedenfalls unserer Ansicht nach die Verschränkung zwischen Konventionen, Techniken und Körpern zentral, weshalb jeder dieser Aspekte nach gebührender Aufmerksamkeit verlangt – dies insbesondere, wenn wir versuchen neue empirische Felder, wie zum Beispiel das Moodtracking, zu erschließen, in denen die Arten und Weisen

der Selbstvermessung sowie des Umgangs womöglich weit weniger stabil und selbstevident sind, als es im sportlichen Bereich der Fall sein möge – wo also der Zahlengebrauch schon lange integriert ist.

Literatur

- Behdorf, T. 2015: Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien. In T. Alkemeyer, V. Schürmann, J. Volbers (Hg.), Praxis denken. Konzepte und Kritik. Wiesbaden: Springer VS, 129–150.
- Belliger, A., Krieger, D. J. 2015: Die Selbstquantifizierung als Ritual virtualisierter Körperlichkeit. In R. Gugutzer, M. Staak (Hg.), Körper und Ritual. Wiesbaden: Springer VS, 389–404.
- Boltanski, L., Thévenot, L. 1999: The Sociology of Critical Capacity. *European Journal of Social Theory*, Vol. 2, Issue 3, 359–377.
- Gerlek, S., Kappler, K., Noji, E. im Erscheinen: Digitale Medien in leiblichen Praktiken. In G. Rebane (Hg.), Identität und kulturelle Praktiken im digitalen Zeitalter. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Ihde, D. 2009: Postphenomenology and Technoscience. The Peking University Lectures. State University of New York: Suny Press.
- Kappler, K., Vormbusch U. 2014: Froh zu sein bedarf es wenig ...? Quantifizierung und der Wert des Glücks. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 37. Jg., Heft 2, 267–281.
- Lamont, M. 2012: Toward a comparative Sociology of Valuation and Evaluation. *Annual Review of Sociology*, Vol. 38, 201–221.
- Merleau-Ponty, M. 1974 [1945]: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: de Gruyter.
- Plessner, H. 1982 [1941]: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In H. Plessner, G. Dux (Hg.), *Gesammelte Schriften*. Bd. 7. Frankfurt am Main, 201–387.
- Rammert, W. 2007: Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatischen Technik- und Sozialtheorie, VS: Wiesbaden.
- Rammert, W., Schubert, C. 2015: Körper und Technik: zur doppelten Verkörperung des Sozialen. TUTS - Working Papers 1-2015. Technische Universität Berlin, https://www.ts.tu-berlin.de/fileadmin/i62_tstypo3/TUTS_WP_2015-1_Technik__Koerper.pdf (letzter Aufruf 09. Dezember 2016).
- Rosenberger, R., Verbeek, P. 2015: Postphenomenological Investigations. Essays on Human-Technology Relations. Lanham et al.: Lexington Books. 143–158.
- Strübing, J., Kasper, B., Staiger, L. 2016: Das Selbst der Selbstvermessung. Fiktion oder Kalkül? Eine pragmatistische Betrachtung In S. Duttweiler, R. Gugutzer, J.-H. Passoth, J. Strübing (Hg.), *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript, 265–286.
- Vormbusch, U. 2016: Taxonomien des Selbst. Zur Hervorbringung subjektbezogener Bewertungsordnungen im Kontext ökonomischer und kultureller Unsicherheit. In S. Duttweiler, R. Gugutzer, J. Passoth, J. Strübing (Hg.), *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript, 45-62.
- Vormbusch, U. 2012: Herrschaft der Zahlen. Frankfurt am Main: Campus.
- Waldenfels, B. 2000: Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.